

stand, erzählte uns, daß ihr Haus bereits vorherigen Herbst, bei dem Vormarsch der Russen verbrannt sei. Im Frühjahr hatten sie es wieder aufgebaut und nun stehe sie wieder obdachlos da. Sie weinte zum Herzerbrechen. Von ihrem Mann, der in der Festung Przemisl war, hatte sie seit die Russen die Festung erobert hatten, auch keine Nachricht mehr. Was so ein Krieg Jammer und Herzleid unter die Menschheit bringt.

Zwei Tage später kamen wir wieder zur Kompagnie. Ich wollte mich unauffällig dazugesellen, doch der Kompagniefeldwebel hatte mich bald entdeckt. Wir hatten wieder einen neuen Kompagnieführer, den ich nicht kannte. Zu diesem führte mich der Feldwebel. Ich wurde ganz gehörig abgekanzelt und mit der guten Nummer in der Kompagnie war es natürlich vorbei. Es war mir alles einerlei, so gleichgültig war ich geworden. "Sie gehören exemplarisch bestraft!" tobte der Feldwebel. Da langte ich meine Briefftasche aus der Rocktasche, kramte die Bescheinigungen hervor und hielt sie dem Feldwebel hin. "Was haben Sie da für einen Wisch?" schrie er. "Bescheinigungen über meinen Aufenthalt seit meiner Abwesenheit von der Kompagnie", antwortete ich. Als der Feldwebel alles durchgelesen hatte, sagte er: "Sie scheinen ein schlaues Schwein zu sein, aber ich werde Sie noch rankriegen. Machen Sie, daß Sie mir aus den Augen kommen!" Ich fragte an welche Gruppe ich mich anschließen sollte und ging dann weg. Ich traf auf viele, unbekannte Gesichter. Es waren neue Ersatzmannschaften, die aus Deutschland gekommen waren. Auch hatte die Kompagnie seit meiner Abwesenheit mehrere Verluste erlitten. Ich kam zufällig zu der Gruppe, in der mein Kamerad, der Student aus Ostpreußen sich befand. "Ja Richert, wo kommst denn du bloß her? Wo warst du denn die Tage? Ich dachte schon dir sei etwas zustoßen!" sagte er. "Ich habe bloß einige Tage Erholungsurlaub gehabt hinter der Front", antwortete ich, worauf wir beide lachen mußten.

Nun ging es wieder weiter. Infolge der großen Hitze litten wir sehr Durst. Auf den schlechten Straßen und Wegen lagerten bei dem trockenen Wetter eine Unmasse Staub; durch die marschierenden Kolonnen wurde er so aufgewirbelt, daß man sich in einer regelrechten Staubwolke vorwärts bewegte. Der Staub legte sich auf Uniform und Tornister, drang in Nase, Augen, Ohren. Da die meisten unrasiert waren, setzte sich der Staub in die Härte, der Schweiß rann unaufhörlich hinab, wahre Bächlein in den bestaubten Gesichtern bildend. Bei solchen Märschen sahen die Soldaten ganz ekelhaft aus. Infolge der unregelmäßigen Verpflegung, der Überanstrengung, des schlechten Trinkwassers, der Hitze

und der abgeschwächten Körper brachen unter den Truppen Krankheiten aus, so die Ruhr, der Typhus, Magen- und Darmkatharr, welche viele Opfer forderten. Ich selbst litt oft an Durchfall. Ich meldete mich mehrmals krank, bekam dann auch einige Arzneimittel, kam aber doch nicht ins Lazarett, da ich noch kräftig genug war, mich mitzuschleppen. Wir wurden oft gegen diese ansteckenden Krankheiten geimpft, was manchmal schmerzhaft war, und die Stelle der Einimpfung schwoll hoch an. Nach diesen Impfungen machten viele Soldaten auf den Märschen schlapp und wurden auf von Bauern requirierten Wagen hinten nachgeführt. Wir marschierten noch zwei Tage bis wir in die Nähe des Städtchens Breszani kamen. Am 18. Juli abends erwarteten wir gedeckt hinter einem mit Weizen bepflanzten Hügel die Nacht. Am Tage hörten wir dauernd Kanonendonner. Als die Nacht sich niedersenkte, sahen wir über die Höhe hinweg, daß sich der Himmel blutig rot färbte, es schienen gewaltige Brände ausgebrochen zu sein. Nun kam der Befehl, den Hügel zu besetzen. Wir kamen an mehreren Gruppen Österreichern vorbei, die eben dabei waren Tote zu begraben. Im Vorbeigehen fragte ich, was hier vorne eigentlich los sei, erhielt jedoch keine Antwort, da keiner der Österreicher Deutsch verstand. Als wir die Höhe überschritten, sahen wir tief unter uns, wahrscheinlich in einem Tal, mehrere Dörfer sowie einzeln stehende Gehöfte, die alle lichterloh brannten. Es schien uns als ob die Brände mit Absicht gelegt worden waren. Mitten in einem Weizenfeld, das nach vorne schräg abfiel, mußten wir uns eingraben, etwa in 10 m Entfernung von Mann zu Mann. Es wurde uns streng verboten uns bei Tagesanbruch zu zeigen, da die Russen die Stelle, wo wir lagen, gut übersehen konnten. So lagen wir den ganzen Tag im Loche. Jeder einzeln für sich, die Sonne brannte den ganzen Tag unbarmherzig hernieder, quälender Durst stellte sich ein, und jeder sehnte sich nach dem kühlen Abend, in der Hoffnung, daß dann von der Feldküche Kaffee oder doch wenigstens Wasser geholt werden könnte.

Ich war in meinem Loch eingeschlafen, als ich plötzlich von einem lauten Krach aufgeschreckt wurde. Gleich darauf schwebte eine Wolke schwarzer, stinkender Granatrauch über mich, eine Granate hatte kurz vor mir eingeschlagen. Wahrscheinlich hatten uns die Russen im Weizen entdeckt. Nun kam Granate auf Granate, welche teils kurz hinter oder seitwärts von mir explodierten. Es war mir ganz unheimlich zu Mute, und ich vergaß sogar den quälenden Durst. Endlich hörte die Schießerei auf, und langsam senkte sich der Abend nieder. Der Tau setzte sich an

Gras und Halme. Um etwas Kühle und Feuchtigkeit in den Mund zu bekommen, leckte ich den Tau davon ab. Wir hofften, abends da wegzukommen. Wir mußten jedoch bis in der Früh des nächsten Morgens bleiben. Da hieß es, die Russen hätten sich zurückgezogen. Wir stardten auf und betrachteten die Gegend vor uns. Nirgends fiel ein Schuß, ebenso sah man keine Spur von den Russen. Die Feldküche kam angefahren, wir erhielten Essen: Kaffee, Brot, sowie Rauchmaterial. Dann ging es wieder vorwärts durch verbrannte Dörfer, die die Russen absichtlich eingeäschert hatten.

Am Nachmittag stießen wir wieder mit der russischen Nachhut zusammen. Wir mußten in Schützenlinien ausschwärmen und gegen die Russen vorgehen. Sie zogen sich bald zurück. Nur von einem runden Hügel, etwa 1500 m rechts vor uns, bekamen wir in die Flanke lebhaftes Infanteriefeuer. Durch die große Entfernung hatte das Feuer jedoch nur geringe Wirkung. Plötzlich stieß mein Nebenmann rechterhand einen markerschütternden Schrei aus, ließ das Gewehr fallen, drückte beide Hände vor das Gesicht und schrie immerfort herzzerbrechend. Ich sprang zu ihm hin und sah das Blut zwischen seinen Fingern hindurchlaufen. "Was hast du, Kamerad?" schrie ich. "Die Augen, die Augen!" rief er weinend, ich sehe nichts mehr. Ich zog ihm die Hände vom Gesicht weg und erschrak heftig. Der arme Mensch war blind geschossen. Eine Kugel hatte ihn beide Augen aufgerissen, sodaß sie ausliefen. Ein Jammerbild, wie ich noch wenige gesehen hatte. Das Jammern des Kameraden ging mir, so sehr ich auch abgehärtet war, so sehr zu Herzen, daß mir selbst die Tränen herunterliefen. "Ach, wenn mich doch nur eine Kugel töten würde!" jammerte er. Da immer noch Kugeln um uns schwirrten, zog ich ihn auf den Boden nieder und wickelte meine beiden Verbandspäckchen um seinen Kopf, tröstete ihn so gut ich konnte und versprach ihm, bei ihm zu bleiben und ihn dann zurückzuführen, sobald das Feuer nachgelassen hatte. Nach einer Weile kamen zwei Sanitäter, die uns hatten liegen sehen, und führten ihn zurück. Ich selbst lief der Schützenlinie nach.

Wir rasteten auf einer Anhöhe, von wo man eine weite Sicht nach vorne hatte. Wir konnten mit dem bloßen Auge die Kolonnen der zurückgehenden Russen sehen. In einem flachen Tale vor uns lag ein Dorf. Wir sollten dasselbe besetzen. Die Einwohner hatten ihre paar Möbel sowie Fenster und Türen von ihren Hütten weg ins Freie getragen, im Falle ihr Dorf in Brand geschossen werden würde. Eine Frau gab mir

161
im Vorbeigehen ein großes Stück Brot. Wir gingen drei Mann zwischen zwei Häusern hindurch, um auf die Straße zu gelangen. Da hörten wir von rechts galoppierende Pferde auf der Straße. Im selben Moment jagten drei Kosacken vor uns vorüber in kaum 5 m Entfernung. Als sie uns erblickten, schwangen sich alle drei auf die rechte Seite ihrer Pferde wo sie sich hinter dem Leib derselben duckten. Man sah von ihnen nicht mehr als den linken Arm, der über den Hals des Pferdes die Zügel hielt. Ich glaubte mich in diesem Augenblick in einem Zirkus, wir waren alle drei derart überrascht, daß keiner im ersten Moment ans Schießen dachte. Wir knallten ihnen dann einige Schüsse nach, trafen aber nicht, und schon waren sie an der nächsten Straßenbiegung verschwunden. Wir übernachteten im Dorfe. Am anderen Morgen mußte sich das Regiment sammeln. Es hieß, wir sollten an eine andere Front transportiert werden; die einen sagten nach Italien, die anderen nach Frankreich, wieder andere nach Serbien hinunter. Am liebsten wäre es mir gewesen, wenn es nach Frankreich gegangen wäre. Erstens wurde man während der Reise nicht totgeschossen und zweitens hoffte ich dort auf eine baldige Gelegenheit, auszukneifen und in Gefangenschaft zu gehen. Den Russen traute ich nicht und es wurde uns vorgelogen, die gefangenen Deutschen würden nach Sibirien geschickt um dort in den Bergwerken zu arbeiten, wo die meisten bald vor Kälte und Entbehrungen zugrunde gehen würden. Bald wurden wir gewahr, daß wir uns alle getäuscht hatten.

Der Marsch nach Russisch-Polen

167
Den ganzen folgenden Tag marschierten wir hinter der Front entlang in westlicher Richtung. Gegen Abend kamen wir vor das Städtchen Przemislani. Dort wurde Halt gemacht. Wir mußten in Gruppenkolonne antreten. Wir sollten vor einigen österreichischen Generälen im Paradeschritt vorbeimarschieren. Das fehlte noch! Mit unseren müden Knochen! Ich selbst mußte mich an den rechten Flügel der Gruppe stellen, da ich als aktiver Soldat den Parademarsch vorschriftsmäßig gelernt hatte. Eine österreichische Regimentsmusik fing an zu spielen. Im Gleichschritt, Marsch! Erst etwa 30 Schritt vor den Generälen sollten die Beine rausfliegen. Als ich die beiden vollgefressenen, mit Orden und Auszeichnungen vollbehängenen Dickwänste, die mit der kältesten Miene der Welt den Vorbeimarsch abnahmen, sah, erfaßte mich eine derartige Wut, daß ich es nicht über mich bringen konnte, im Paradeschritt zu marschieren und ging im Gleichschritt vorüber. Ein Feldwebel, der hinter mir an der Spitze des dritten Zuges war, sagte dann zu mir:

"Na, Richert, warum sind Sie nicht marschiert?" "Ich war zu müde" antwortete ich ihm. "Sie hatten ganz recht", sagte er dann zu mir, "solchen Blödsinn brauchte man eigentlich nicht in Kriegszeiten".

162 Die Nacht verbrachten wir in einem Dorfe. [Teils schliefen die Soldaten in den Häusern, teils draußen im Freien. Den folgenden Tag blieben wir ebenfalls im Dorfe.] Statt, daß wir uns richtig ausruhen durften, mußten wir allen möglichen Blödsinn exerzieren: Grüßen üben, Parademarsch, Einzelmarsch, kurz, wie im Kasernenhofe. Von da ab sollte nur des nachts marschiert werden, um den russischen Fliegern unmöglich zu machen, die Truppenbewegung zu beobachten. Mit dem Dunkel werden ging es weiter. [Wir marschierten auf einer guten, breiten Straße. Wir konnten an den großen, weißen Kilometersteinen die zurückgelegten Kilometer abzählen.] Als wir etwa 15 km marschiert waren, trat ich zur Kolonne hinaus, um zu lesen, was an einem Kilometerstein stehe: Lwow 13 km, las ich. Lwow heißt auf deutsch Lemberg, die Hauptstadt Galiziens. Diese Stadt will ich mir ansehen. Auch kann ich dort sicher allerhand einkaufen, dachte ich. Ich wußte ganz genau, daß man nie in einer größeren Stadt einquartiert wird. Also muß ich auf eigene Faust dorthin gelangen.

162 Ich trat aus der Kolonne und fragte den hinter der Kompanie reitenden Kompanieführer austreten zu dürfen. "Ja", antwortete er, "aber machen Sie, daß Sie so schnell wie möglich wieder in Ihr Loch kommen!" "Jawohl Herr Leutnant", antwortete ich, sprang über den Straßengraben, ging hinter einen Busch, stellte den Tornister auf den Boden und setzte mich darauf. Der Vorbeimarsch der Division wollte kein Ende nehmen. Da ich unter dem Tornister geschwitzt hatte, bekam ich ganz kalt auf dem Rücken, in der kühlen Nacht. Endlich, nach etwa zwei Stunden, führen die letzten Bagagewagen vorbei. Ich hing meinen Tornister um, mein Gewehr an den Hals, zündete eine Zigarette an und ging gemütlich hinterher. Nach etwa einer halben Stunde kam ich zu einem einzeln stehenden Gehöft; das Scheunentor war unverschlossen. Ich ging hinein, kroch ins Stroh und schlief bald ein. Ich erwachte, als mir die Sonne durch ein Loch im Schindeldach ins Gesicht schien. Die Frau, die eben im Hof die Hühner fütterte, war ganz erstaunt, als sie einen deutschen Soldaten aus der Scheune kommen sah. Ich ging zu ihr hin und grüßte sie auf polnisch: "Tschen dobra, Madka!" Worauf sie erwiderte: "Tschen dobra, pan!" das heißt: Guten Morgen Frau, guten Morgen Herr! Ich fragte sie nun um Milka, Jaika, Masla und Kleba (Milch, Eier, Butter

und Brot), zeigte ihr meine Briefftasche und sagte "pinunze" das heißt bezahlen. Die Frau winkte mir hineinzukommen und setzte bald das Verlangte auf den Tisch. Sie mußte lächeln, als sie sah welches Quantum ich vertilgte. Als ich satt war, steckte ich noch etwas Brot und einige Eier in meinen Brotbeutel, bezahlte, bedankte mich und ging hinaus, denn ich hörte aus der Richtung, aus der wir gestern Nacht gekommen waren, Wagengerassel. Eine Trainkolonne kam angefahren. Vorne ritt ein Leutnant. Obwohl mir absolut nichts fehlte, hinkte ich nach der nahen Straße, bat den Leutnant mitfahren zu dürfen, da ich fußkrank geworden sei und meiner Truppe nicht mehr nachfolgen konnte. Der Leutnant, der ein gutes Herz zu haben schien, schrie zurück, man solle mir in einem Wagen Platz machen. Ich bestieg den zweiten Wagen der Kolonne, legte mich hinter den Fuhrmann auf einige Säcke unter das gewölbte Zeltdach. Wir unterhielten uns eine Weile; der freundliche Trainsoldat gab mir auch aus einer Flasche Cognac zu trinken. Diese Gelegenheit wurde von mir gehörig ausgenützt. Dann schlief ich ein.

Durch ein seltsam surrendes Geräusch wurde ich aufgeweckt. Ich kroch unter dem Zeltdach hervor und sah, daß ich mich in einer Stadt befand. Das konnte nur Lemberg sein. Das Geräusch rührte von einem eben vorbeifahrenden Trambahnwagen her. Auch fuhren wir eben an einem Markt vorbei, wo auf Verkaufsständen alles mögliche zu kaufen feilgeboten wurde. Schnell nahm ich Abschied vom Trainsoldaten und kletterte den Wagen hinab. Mein Gewehr reichte er mir herunter. Nun ging es ans Einkaufen. Schokolade, Wurst, Süßigkeiten vom Zuckerbäcker usw. Dann ging ich in ein Gasthaus und ließ mir ein gutes Mittagessen vorgesetzen, das war wieder mal was anderes als das ewige Einclei der Feldküche. Nach dem Essen besichtigte ich die Stadt. Es befanden sich herrliche Straßen und sehr schöne Gebäude darin, die ich in Galizien nicht gesucht hätte. Zufällig kam ich zu einem Militärauskunftsbüro, ging hinein und fragte, wo das 2. Bataillon, Infanterieregiment 41 sich gegenwärtig befände. 164 Man nannte mir den Namen des ersten Dorfes nördlich von Lemberg; die am Büro vorbeiführende Straße ging direkt dorthin. Unterwegs traf ich einen Bauernwagen und fuhr mit. Ich kam eben bei meiner Kompagnie an, als sie sich zum Weitermarsch fertig machte. Unauffällig gesellte ich mich zu meiner Gruppe. "Heute Nacht geht's bis zum Städtchen Rawa Ruska, 35 km!" hieß es.

Außerhalb des Dorfes gab es eine Stockung auf dem Marsche. Wir sollten wieder im Paradeschritt vor einigen deutschen und österrei-

chischen Generälen und höheren Offizieren vorbeimarschieren. Von hinten tönte der Ruf: "Rechts ran!" Eine Kraftlastwagenkolonne fuhr langsam an uns vorbei. "Wohin fährt ihr?" hörte ich hinter mir einen Soldaten den Chauffeur fragen. "Nach Rawa Ruska", lautete die Antwort. Sofort kletterten mehrere Soldaten auf die Camions, ich ebenfalls, trotz der wütenden Rufe der Offiziere und Unteroffiziere. Nach etwa eineinhalb Stunden hatten wir Rawa Ruska erreicht. Verschiedene Einwohner waren noch nicht zu Bett. Wir gingen in eine Bäckerei und kauften uns eine Menge Milchwecken, kochten in einem Bauernhaus Milch dazu und legten uns nach dem Essen ins Stroh, während die Kameraden in der dunkeln Nacht hierhertappten. Am Morgen suchten wir unsere Kompanie, die in einem Obstgarten schlief. Jeder von uns legte sich zu seiner Gruppe. Am Abend ging es dann wieder weiter. Bei Rawa Ruska schienen schwere Kämpfe stattgefunden zu haben. Überall sahen wir Schützenlöcher, Granatrichter und Soldatengräber. Wir begegneten sehr oft Abteilungen russischer Gefangener, die sehr glücklich schienen in Gefangenschaft gekommen zu sein. Der Marsch dauerte sechs Tage, dann hörten wir vor uns wieder Kanonendonner. Wir näherten uns wieder der Front. Wir befanden uns nun in Russisch-Polen, links vom Flusse Bug. Hier waren fast alle Dörfer und Gehöfte abgebrannt, nur die gemauerten Ofen und die Kamine standen noch. Die Gegend war hier fast ganz eben. Am Tage sahen wir nicht allzuweit vor uns Brände, sowie Schrapnelwölkchen in der Luft. "Morgen früh werden wir eingesetzt, um die hier starke, russische Stellung zu durchbrechen", hieß es. Eine schöne Aussicht!

Kämpfe in Russisch-Polen

In der Nacht mußten wir vorgehen. Wir kamen an vielen deutschen Batterien vorbei, die hauptsächlich an den Waldrändern aufgestellt waren. In einem großen Kartoffelfeld mußten wir uns eingraben. Die Schüsse der Infanterie knallten weiter vorne, sodaß ich Hoffnung hatte, daß wir beim Angriff in Reserve bleiben würden. Als der Tag graute, fing die deutsche Artillerie an die russische Stellung zu beschießen, sehen konnten wir dieselbe nicht, wahrscheinlich lief sie vor einem großen Gute vorbei, denn dort stieg der Rauch der krepierenden Granaten in die Höhe. Nach einer Stunde stand das ganze Gut in Flammen. Ganz plötzlich ging vorne das Infanterie- und Maschinengewehr los. Die deutsche Infanterie ging zum Angriff vor. Viele Infanteriekugeln zischten über uns hinweg, sodaß wir uns in unsere Löcher duckten. Auch streute die russische Artillerie das Gelände um uns ab. Das Kleingewehrfeuer

dauerte lange an, sodaß wir nicht wissen konnten, wie der Kampf ausgefallen war. Endlich kamen viele russische Gefangene mit erhobenen Händen an uns vorübergelaufen. Ich sah mehrere, die ganz gekrümmt daherkamen, sich mit den Händen den Bauch hielten und stöhnten. Das waren Kranke, die mit der Ruhr oder Magen- und Darmkatarrh befallen waren. Diese armen Teufel hatten auch eine gute Pflege in Aussicht. "Fertigmachen, vorwärts!" kam der Befehl. Tornister wurden umgehängt und vorwärts ging's. Bald kamen wir vor die russische Stellung. Gott, wie sah es dort aus! Sehr viele gefallene Deutsche lagen vor und in dem Drahtverhau, das teilweise von den Granaten auseinandergerissen war. Die Deutschen mußten hier schon vor einigen Tagen ohne Erfolg angegriffen haben, denn viele der Toten waren bereits in Verwesung übergegangen, die einen entsetzlichen Gestank ausströmten. Es waren Bayern. Dies sah ich an den Löwen, die sich auf den Knöpfen ihrer Uniformen befanden. Die preußischen Regimenter hatten Kronen auf ihren Rockknöpfen. Ich sah dort Gefallene mit schrecklichen, angefaulten Kopfwunden, die bereits von Würmern und Maden wimmelten. Schnell bahnte sich jeder einen Weg über Granatlöcher und wirren Draht um aus dem Bereich dieses Geruchs zu kommen. Dicht vor der russischen Stellung sah ich einen Russen liegen. Er sah aus wie ein Sack Kartoffeln, an dem ein Bein war. Kopf, beide Arme, sowie ein Bein waren weggerissen, die Wunden waren ebenfalls mit Würmern bedeckt.

Die russische Stellung war sehr stark ausgebaut, mit Balken bedeckt, darauf waren Bretter gelegt und das Ganze war mit Erde zugedeckt. Nur vorne über dem Erdboden befanden sich die offeren Schießscharten. Die Russen hatten nur sehr wenige Verluste, einige von Volltreffern in der Stellung getroffenen Toten. In Schützenlinien ging es wieder weiter. Vor uns sahen wir das Städtchen Grubieszow. Wir glaubten dort auf Widerstand zu stoßen, konnten jedoch das Städtchen kampflös besetzen. Es dauerte nicht lange, da kamen russische Schrapnels herangeflogen. Wir suchten hinter den Häusern Deckung. Zwei Frauen, wahrscheinlich Flüchtlinge, suchten auf einem freien Platze ein größeres Kalb festzuhalten, das durch das Sausen und Krachen der Schrapnels wild geworden war. Trotz der um sie einschlagenden Schrapnelkugeln ließen die beiden Frauen nicht von dem Kalb ab. Wir schrien und winkten, sie sollen doch zu uns in Deckung kommen, alles half nichts. Da ein Schrei, eine der beiden hatte einen Arm gleich hinter der Hand von einer Schrapnelkugel durchschlagen. Sie stürzte vor Schreck und Schmerz ohnmächtig zu Boden.

Die andere Frau ließ nun ebenfalls das Kalb los, welches in tollen Sprüngen davonjagte. Ich sprang mit noch einem Kameraden zu der Frau. Wir beide schleppten sie hinter die Häuser in Deckung, wo sie ein Sanitäter verband. Gegen Abend hörte das Feuer auf. Ich schaute nun um ein Hausecke und sah die russische Infantriestellung am Rande eines Weizenfeldes, etwa 700 m entfernt. Zwischen uns und den Russen befand sich eine Mulde, durch welche ein Bach floß. Hier müssen wir jedenfalls wieder angreifen, dachte ich. Da es nachts zu regnen anfang, schliefen wir in den Häusern. Diese waren mit Soldaten vollgepfropft, daß mir nichts übrigblieb als mich vorne auf ein Bett zu legen, in dem hinten an der Wand ein jüdisches Flüchtlingsmädchen schlief. Ich betete leise den Rosenkranz, um beim morgigen Angriff wieder wohlbehalten durchzukommen bis ich einschlief.

Der Angriff bei Grubieszow. 30. Juli 1915

Am nächsten Morgen mußten wir hinter den Häusern mehrere schmale, tragbare Brücken bauen, da Patrouillen in der Nacht festgestellt hatten daß der zwischen uns und den Russen vorbeifließende Bach tief mit Trübsand angefüllt war, sodaß ein Durchschreiten unmöglich war. Ich dachte bei mir: Das wird was abgeben, wenn wir beim Angriff auf so freiem Gelände die Brücken zum Bach tragen und dann im Gänsemarsch überschreiten müssen! Dieses Unternehmen schien mir tollkühn. Gegen Abend ging's los. Im Laufschrift wurden die Brücken zum Bach getragen, dann folgten ebenfalls im Laufschrift die Infantristen. Aber, o Wunder, von drüben fiel kein Schuß. Ich dachte, entweder haben sich die Russen zurückgezogen oder sie wollen uns nur näher ran kommen lassen, um uns mit Schnellfeuer zu vernichten. Erst als wir die Brücken überschritten hatten, fielen vor uns einige Schüsse. Ein Soldat fiel durch die Stirn geschossen, einem anderen wurde die Kinnlade zerschmettert. Dann fiel gar kein Schuß mehr. Im Laufschrift ging es nun mit Hurrageschrei auf die russische Stellung los. Nichts regte sich. Als wir vor dem Drahtverhau ankamen, sahen wir auf einmal eine Menge Gewehre mit Bajonett, auf denen russische Mützen hingen oder weiße Tücher angebunden waren, hin- und herschwenken. Es wagte keiner der Russen auch nur den Kopf zum Graben herauszustrecken. Voll Freude kletterten wir über den Drahtverhau. Als ich in den Graben hineinschaute, standen die Gewehre an den Wänden umher. Die Russen waren wie weggeblasen. Es befanden sich nach vorne, unter unseren Füßen Höhlen, in diese hatten sich die Russen in ihrer Angst verkrochen. Ich rief in den Graben hinein. Da wurde unter mir

ein ängstliches Gesicht sichtbar. Ich lachte gegen den Russen und deutete ihm nur herauszukommen. Nun kamen sie, einer nach dem anderen heraus. Einige wollten uns Geld geben, andere Butter, Brot usw., daß wir ihnen nichts tun sollten. Wir waren ihnen jedoch sehr dankbar, denn durch ihr Verhalten hatten sie manchem von uns sozusagen das Leben geschenkt. Sie wurden nun aufgestellt und gezählt. Es waren 450 Mann, 5 Offiziere mit 4 Maschinengewehren. Wenn sie sich verteidigt hätten, wäre von uns kein einziger vor ihren Graben gelangt. Wir übernachteten in der russischen Stellung. Zur Sicherung wurden Feldwachen und Vorposten aufgestellt. Jedoch alles blieb ruhig.

Als es morgens hell wurde, wurde ich, der ostpreußische Student und noch ein Soldat nach einem etwa 1 km vor uns liegenden Waldstück geschickt, um dasselbe abzusuchen. Solche Befehle waren selten gut auszuführen. Ohne das geringste zu bemerken, kamen wir in den Wald. Der Student legte hier die größte Unerschrockenheit an den Tag. Mit dem Gewehr im Arm ging er, wie auf der Hasenjagd, jede Vorsicht außer Acht lassend vor uns her, bis zum jenseitigen Waldrand. Dort schauten wir durch die Büsche und sahen in etwa 1500 m Entfernung russische Infanterie, die eben mit dem Aufwerfen von einem Schützengraben beschäftigt war. "Herrgott, schon wieder eine Front vor uns! Wo bloß die Russen diese Soldaten alle hernehmen!" sagten wir uns. Der Student und ich blieben ihnen am Waldrand liegen, der andere Soldat ging mit der Meldung zur Kompagnie zurück. Abwechselnd beobachteten wir nun mit meinem Glas die Russen. Viele von ihnen rupften Hafer und Gras aus und streuten dasselbe auf die frisch aufgeworfene Erde, um so die Stellung unsichtbar zu machen. Dann kam der Soldat zurück mit dem Befehl, wir sollten am Waldrand liegenbleiben, bis wir durch Truppen abgelöst werden würden. Gegen Mittag besetzte ein Reserve-Infanterieregiment den Wald. Am Nachmittag sollten einige Kompagnien eine Mulde, die mit Büschen bewachsen war und rechts vor uns lag besetzen. Im Laufschrift liefen die Soldaten zum Walde hinaus nach der Mulde. Sofort kamen russische Schrapnels herangeflogen. Wie vom Blitz getroffen sah ich einen Soldaten gleich vor dem Waldrand zu Boden stürzen. Hinter einer Eiche lag ein Leutnant mit seiner Ordonanz. Von rechts kamen aus weiter Ferne große Granaten herangeflogen. Eine derselben schlug neben der Eiche ein, hinter der die beiden lagen. Sie wurden zur Seite geworfen und blieben tot liegen. Wir drei liefen nun, von Zeit zu Zeit hinter den Stämmen Deckung suchend, zurück. Ein Kompagnieführer legte die Pistole

auf uns an und schrie, wenn wir noch einen Schritt zurückgehen würden, knalle er uns nieder. Er glaubte wir seien Soldaten seines Regiments. Ich lief zu ihm hin und teilte ihm den Befehl mit, den wir von unserer Kompagnie erhalten hatten. Dann gingen wir zurück zur russischen Stellung bei Grubiezow, wo wir unsere Kompagnie verlassen hatten, doch dieselbe war weggerückt. Wohin, hatten wir keine Ahnung. Wir gingen zurück nach Grubieszow, kauften uns Lebensmittel und übernachteten bei einer Judenfamilie, wo wir in einem Zimmer am Boden schliefen.

Wir suchten zwei volle Tage bis wir unsere Kompagnie wieder fanden. Drei Kompagnien des Bataillons lagerten bei einem Gute, die vierte kampierte einige hundert Meter weg, auf freiem Feld. Bald erfuhren wir die Ursache. In jener Kompagnie waren zwei Cholerafälle vorgekommen, die tödlich verlaufen waren. Viele Soldaten, die an Durchfall litten, kamen zur Beobachtung in Seuchenlazarette. Cholera, das fehlte noch, um die Serie der Leiden vollzumachen! Diese Seuche war gefährlicher als die Kugeln der Russen, denn dagegen gab es keine Deckung. Wir wurden mehrere Male dagegen geimpft. Wir marschierten wieder weiter. Die Nacht und den folgenden Tag, es war ein Ruhetag, verbrachten wir in einem armseligen, dreckigen, polnischen Dorfe. Ich ging in ein Haus um Eier zu kaufen. Als ich die Stubentür öffnete, fuhr ich erschrocken zurück, in der Stube lagen zwei tote Frauen am Boden. Wahrscheinlich Opfer der Cholera. Der eine der beiden Köche bei der Feldküche, der uns am Morgen noch den Kaffee ausgeteilt hatte, lag, als wir das Mittagessen holten, tot in einem Holzschuppen. Ebenso starben am selben Tage noch zwei Soldaten an der Cholera. Es war ein schrecklicher Tod. Sie wälzten sich am Boden hin und her, krümmten sich wie ein Wurm und drückten fast immer die Hände gegen den Leib. Sie mußten sich immer wieder erbrechen, ebenso der Stuhl floß dauernd. Die Augen hatten schon die Farbe des Todes angenommen, als die Ärmsten immer noch bei Verstande waren. Gegen Abend mußten wir antreten. Unser Regimentskommandeur, ein Freiherr von und zu, hielt hoch zu Roß eine Rede: "Kameraden, ich fühle mich etwas unwohl, ich muß mich morgen für einige Tage zu Erholung in ein Lazarett begeben. Ich wünsche und hoffe, Euch alle bei meiner Rückkehr gesund wieder anzutreffen. Wegtretet!" Am anderen Morgen in aller Frühe hieß es, der Regimentskommandeur sei gestorben, ebenfalls an der Cholera. Es wurde uns allen unheimlich zu Mute. Da die meisten verdorbenen Magen und oft Durchfall hatten, befürchtete man immer ebenfalls von der Krankheit befallen zu sein.

Es wurde strang verboten, Wasser zu trinken, das nicht abgekocht war.

Gefecht bei Cholm (Russ.Polen). Anfang August 1915

Morgens in aller Frühe verließen wir das von der Cholera verseuchte Dorf. Wir waren etwa 2 km marschiert, als vorne schon die Knallerei losging. Unsere Vorhut war auf Russen gestoßen. Wir mußten uns hinlegen und abwarten. Allem Anschein nach waren die Russen stärker als zuerst angenommen wurde, denn plötzlich kam der Befehl: "Auswärmen und vorgehen!" Vorläufig waren wir noch durch eine sanft ansteigende mit Hafer bepflanzte Anhöhe gedeckt. Auf der Höhe angekommen, sah ich vor uns wellenförmiges Hügel land meist mit Hafer bepflanzt. Dazwischen ein weit zerstreutes Dörfchen. Von den Russen konnte ich nichts sehen, obwohl uns sofort Infantriegeschosse umschwirrten. "Hinlegen, eingraben!" kam das Kommando. Kaum hatten wir einige Spatenstiche getan, als vier Schrapnels über uns platzten, mehrere Mann wurden verwundet. Jedoch keiner schwer, und sie konnten alle ohne Hilfe zurücklaufen. Die Batterie schoß mindestens 20 Salven, aber alles knapp über uns hinweg. Jeder arbeitete so schnell er konnte, um so bald als möglich gedeckt zu sein. Dann saßen wir in unseren Löchern, die Sonne brannte uns unbarmherzig auf den Pelz. "Becker, hast du noch etwas zu trinken?" rief ich einen Kameraden an, der ein Loch vielleicht 1 1/2 m von mir gegraben hatte. Keine Antwort. Ich dachte er sei eingeschlafen. Ich kroch zu ihm hinüber, aber welches Bild bot sich mir. Becker saß in seinem Loch, starrte mich an, ich sah, daß er etwas sagen wollte, brachte aber keinen Ton heraus. Er mußte sich immer wieder erbrechen. Rock und Hose waren ganz voll davon. Ich untersuchte ihn und entdeckte eine Schußwunde im Nacken. Die russische Infantriekugel hatte die locker aufgeworfene Erde durchschlagen, war in den Nacken eingedrungen, wo sie dann wahrscheinlich in der Kehle sitzen geblieben war. Ich verband ihm den Hals, weiter konnte ich ihm nicht helfen. Matt griff er nach meiner Hand und schaute mich flehend an. Ich verstand die Gebärde und sagte: "Ja Becker, ich bleibe bei dir." Ich steckte unsere beiden Seitengewehre links und rechts von ihm in die Erde, schnallte seinen Mantel vom Tornister und spannte denselben über die Seitengewehre damit er vor den heißen Sonnenstrahlen geschützt war.

Von links kam der Befehl: "Fertigmachen, zum Vorgehen"! Ich bat noch drei Kameraden, doch hierzubleiben, um Becker am Abend zurückzutragen. Sie waren gleich zufrieden, denn es war ihnen, so wie auch mir, lieber im Loch zu liegen als vorzugehen. Unser Gruppenführer war

ein Elsässer war. Auch kam mir die Stimme bekannt vor. Ich schaute ihm in sein vom Mond beschienenes Gesicht, und wirklich, es war der Schorr Xavier aus meinem Nachbardorf Füllern. "Bisch dü net der Schorr Xeri vo Füllera?" redete ich ihn an. Er fiel fast auf den Hintern, als er sich so angesprochen hörte. "Doch, wer bisch denn dü?" Ich leuchtete mir mit meiner Taschenlampe ins Gesicht, er konnte mich aber nicht erkennen, so abgemagert war ich. Auch war ich noch unrasiert. Wir gingen nun zusammen in mein Quartier. Schorr war Unteroffizier und hatte die Aufsicht über die Maschinengewehr-Kompagniewagen, brauchte so auch kein Gefecht mitzumachen und hatte immer genug Lebensmittel. Er holte in seinem Quartier ein Kommißbrot, eine Büchse Fleisch, ein Säckchen Zucker und Zwieback. Als wir drei gegessen hatten, legten wir uns aufs Stroh und erzählten uns von der Heimat. Ich hatte kurz vorher einen Brief aus der Heimat erhalten, mit der Mitteilung, daß die Einwohner von Füllern trotz der Nähe der Front noch zu Hause seien. Darüber war Schorr sehr erfreut, denn er hatte lange keine Nachricht von zu Hause mehr erhalten. Wir erzählten uns bis der neue Tag zum Fenster hereinsah. Da nun Schorr seinen Dienst versehen mußte, nahmen wir Abschied. Ich selbst schlief dann bis zum Nachmittag. Dann brachen wir beide auf, um unsere Kompanie wieder aufzusuchen. Wir kamen durch das Gelände, wo tags zuvor das Gefecht stattgefunden hatte. Überall lagen vereinzelt Tote, zuerst Deutsche, dann Russen. 175 Aus dem Haferfeld vor uns ragten eine Menge Gewehrkolben. Die Russen hatten die Bajonette in die Erde gestoßen, als sie sich ergaben. Wir brauchten zwei Tage bis wir unsere Abteilung wieder trafer. Wir hatten es auch gar nicht eilig. In der folgenden Nacht marschierten wir wieder mehrere Stunden. Dann mußten wir uns an einer sanft ansteigenden Anhöhe zugewise in Reihen eingraben.

Gefecht bei Wlodawa. Anfang August 1915

Im Dunkel gingen mehrere unserer Bataillone leise nach vorne an uns vorüber. Keiner von uns wußte, was los war. Mit Tagesanbruch gingen mehrere Batterien hinter uns zu schießen an. Der Einschlag der Geschosse erfolgte ziemlich weit vor uns. Also lagen wir wieder in Reserve. Vorne ging das Infantriegefecht los. Es war aber nur von kurzer Dauer. Die Russen ergaben sich nach geringem Widerstand. Ihre Artillerie streute mit kleineren Kalibern das Gelände ab. Auf einmal schlug eine schwere Granate, etwa 300 m vor uns, ein. Gleich kam die

zweite, sie schlug etwa 200 m vor uns ein, die dritte 100 m, alle drei genau in der Richtung auf uns zu. "Du," sagte ich zu dem ostpreussischen Studenten, der bei mir im selben Loche lag, "Paß auf, die nächste sitzt in der Kompagnie!" Es war uns unheimlich zu Mute, wir duckten uns so tief wir konnten in unser Loch. Dann kam die vierte angesäust. Sie schlug in ein Loch etwa 3 m vor uns, in welchem zwei Soldaten des ersten Zuges lagen. Als sich der Rauch verzogen hatte, sahen wir einzelne Gliedmaßen von ihnen umherliegen. Teile von Eingeweiden hingen in der Nähe an einem Strauch, ein schrecklicher und doch leichter Tod. Die nächste Granate flog über uns hinweg. Dann hörte das schwere Geschütz zu schießen auf. Nur noch einzelne Schrapnels kleiner Kaliber kamen hie und da angeflogen. Da sagte der Student: "Ich muß mal austreten". Ging hinter einen in der Nähe stehenden Busch. Da kam ein Schrapnel, platzte über ihm, eine Kugel drang ihm an der Schläfe in den Kopf. Er war sofort tot. Ich holte ihn mit Hilfe meiner Kameraden und legte ihn in das Granatloch, das die große Granate geschlagen hatte. Die aufgelesenen Leichenteile der beiden anderen Soldaten lagen bereits darin. Sie wurden nun zugeschüttet. Ich schnitt mit dem Taschenmesser zwei dicke Stäbe aus dem Gebüsch, nahm eine Weide und verband damit die beiden Stäbe in Form eines Kreuzes und steckte dasselbe auf ihr Grab. Ein Unteroffizier schrieb ihre Namen auf ein Blatt Papier, welches er mit einer Schnur am Kreuze oben festband. Nun hatte ich den letzten meiner besten Kameraden verloren. Es war mir so sehr verleidet, daß ich mir bald nicht mehr zu helfen wußte.

"Vorwärts, marsch!" hieß es nun. Wir gingen über die Felder der russischen Stellung zu. Davor lagen einige gefallene Deutsche. In der russischen Stellung, die wunderbar angelegt und ausgebaut war, sah ich nur zwei tote Russen liegen. Wir gingen nun weiter vor und folgten den Truppen nach, die bereits die Verfolgung aufgenommen hatten. In einem bis an den Boden abgebrannten Hause bot sich uns ein grauenhaftes Bild, das uns fast alle erschauern machte. In dem Hause hatte sich wahrscheinlich der Verbandplatz der Russen befunden. Ein Haufen vollständig verkohlter Leichen lag am Boden. Eine davon war einige Meter davon entfernt und nur auf der einen Seite verbrannt. Wahrscheinlich war es ein Verwundeter, der sich retten wollte, aber nicht mehr weiterkriechen konnte. 'Den Heldentod, für's Vaterland gefallen!' Heldentod! Welche Lüge ist doch dieses Wort. Ich habe so viel erlebt und durchgemacht. Aber ich habe unter 1000 kaum einen Helden entdecken können.

Die Russen hatten sich wieder ganz aus der Gegend verduftet. Wir marschierten mehrere Tage, ohne daß ein Schuß fiel. Wir kamen in wellenförmiges Hügelland, welches meist mit Hafer und Gerste bepflanzt war. Dort stießen wir mit Russen zusammen. Ausgeschwärmt, in Schützenlinien ging's vor. Plötzlich bekamen wir starkes Schrapnelleuer. Von einem Schrapnel wurde mein Kamerad Anton Schmitt aus Oberdorf schwer verwundet. Er bekam drei Kugeln durch Schulter und Oberarm. Ich schleppte ihn hinter eine in der Nähe stehende Hütte, wo ich ihn mit Hilfe eines hinzukommenden Sanitäters verband. Ein Feldwebel jagte mich wieder in die Linie. Eine Gruppe unter Führung des elsässischen Unteroffiziers Walter ging ausgeschwärmt etwa 100 m vor uns. Das Schrapnelleuer hielt immerfort an. Russische Infanterie konnten wir keine sehen. Auf einmal wurde es vor uns im Hafer lebendig. Russen, in Massen, standen plötzlich vor uns. Sie liefen unter Uräh-Geschrei auf uns zu. Bald hatten sie die Gruppe Walter erreicht. Die Soldaten Walters warfen die Gewehre weg und ergaben sich den Russen. Sie wurden sofort abgeführt. Wir waren alle sehr aufgeregt, knieten im Hafer nieder und jeder schoß so schnell er konnte. Wir standen einer etwa 10 - 15-fachen Übermacht gegenüber. Die vordersten Russen schossen im Vorgehen immer auf uns. Wir hatten bereits mehrere Verluste. Sie waren nur noch etwa 50 Schritt von uns entfernt. Ich wollte eben mein Gewehr wegwerfen um mich zu ergeben, ein furchtbarer Moment, wußte man doch nicht, ob man niedergestoßen wird oder nicht. Da ertönte hinter uns Hurrageschrei, aus einer Mulde stürmten zwei Kompagnien unseres Regiments. Sofort schossen sie über unsere Köpfe hinweg auf die Russen. Die vordersten Russen stutzten. Sie wußten nicht, wie stark ihre neuen Angreifer seien. Einige machten kehrt und rissen die anderen mit sich. In wenigen Minuten befanden sich alle auf der Flucht. Wir schossen ihnen nach, was aus den Gewehren ging. Sie hatten dort furchtbare Verluste. Als wir nachher durch den Hafer vorgingen, lagen überall von ihnen die Toten, fast alle auf dem Gesicht. Die Überlebenden waren in einer Mulde im Feld verschwunden. Die Verwundeten beider Parteien wurden verbunden und an einen Fahrweg getragen. Wir mußten wieder weiter. In Schützenlinien näherten wir uns einem Wald. Einzelne Schüsse knallten uns entgegen. Plötzlich glaubte ich einen Pritschenhieb auf dem rechten Ellenbogen bekommen zu haben. Ich ließ mein Gewehr fallen, faßte mit der linken Hand dahin und sah, daß mein Roch von einer Kugel durchbohrt war. Am Ellenbogen fühlte ich heftiges Brennen. Mein erster Gedanke

178 war: 'Gott sei Dank! Jetzt komm' ich ins Lazarett!', und ließ mich zu Boden fallen, um den Russen kein Ziel mehr zu bieten, stülpte den Ärmel auf und erlebte eine große Enttäuschung. Ich hatte nur einen Streifschuß. Eine Kugel hatte nur eine Rinne in die Haut gerissen. Ich verband mich mit der linken Hand, unter Mithilfe der Zähne und blieb liegen. Als die Schüsse vorn aufhörten, ging ich zurück und lief gerade auf den Bataillonsarzt zu. Ich wollte mich oben vorbeidrücken, um mich weiter nach hinten zu begeben, als er mich anrief: "Na Mensch, was haben Sie eigentlich? Kommen Sie mal her!" Ich ging zu ihm und er wickelte meinen Verband auf. "Ja, Junge, das langt nicht für's Lazarett. Sie bleiben mal vorläufig zwei Tage bei der Feldküche Ihrer Kompagnie. Nachher melden Sie sich wieder bei mir!" Ja, Feldküche! Wo bist du? Gegen Abend kam sie angefahren und ^{ich} ging hinterher nachdem ich mein Gewehr und Tornister aufgeladen hatte. [Beim nächsten Halt gab es Essen und Kaffee.] Nach zwei Tagen meldete ich mich wieder beim Bataillonsarzt. "So, Sie können wieder in Ihre Kompagnie eintreten!" Ich wartete bis zum Abend und ging mit den Essenholern wieder zu Kompagnie. Nächsten Tag marschierten wir an der Stadt Brest-Litowsk vorbei und wandten uns ostwärts durch die Rokitno Sümpfe in Richtung Pinsk.

179 Seit einigen Tagen hatte ich wieder sehr an Leibscherzen und Durchfall zu leiden. Dadurch wurde ich derart abgeschwächt, daß ich kaum nachlaufen konnte. Ich meldete mich wieder krank, mußte wieder zur Kompagnie Dienst mitmachen. Wir kamen nun in eine waldreiche Gegend. Unsere Kompagnie marschierte auf einem schlechten Waldweg dahin. Päng, Päng, knallten vor uns einige Schüsse. Ein Aufschrei! Einer der Soldaten hatte einen Schuß mitten durchs Knie erhalten. Wir mußten uns hinlegen. Die russischen Vorposten waren fortgelaufen. [Wir warteten auf Befehle vom Bataillonskommandeur. Als dieselben nicht kamen, nahm ein Leutnant mich und noch einen Mann mit, um selbst den Bataillonsstab aufzusuchen und die Befehle zu holen. Wir gingen einen wenig betretenen Fußpfad entlang. Der Leutnant blieb stehen, sah auf seine Karte und sagte: "Wir haben uns verlaufen! Können Sie vielleicht Karten lesen?" "Ich verstehe etwas davon", antwortete ich. Ich war erstaunt, als ich diese Karte sah. Jeder Fußpfad, jede Kleinigkeit war aufgezeichnet. Es zogen sich mehrere solcher Fußpfade durch den Wald. Wir wußten nur nicht auf welchem wir uns befanden. "Nun wir gehen mal einfach vorwärts", meinte der Leutnant, "irgendwo werden wir schon rauskommen". Wir kamen zu einer Mulde, in welcher eine vielleicht 15-Ar-große Mo-

179
raststelle war, in Form eines länglichen Dreiecks, mit Schilf be-
wachsen. Ein solches Dreieck war mir vorher auf der Karte aufgefallen.
"Herr Leutnant ich weiß jetzt, wo wir sind", sagte ich. "So," sagte er
erstaunt. Ich bat um die Karte und zeigte ihm die Stelle, wo wir uns
befanden. Wir befanden uns auf dem nächsten Weg zum Bataillonsstab.
Der Leutnant nahm dort die Befehle in Empfang und wir gingen zurück
zur Kompanie. Wir mußten uns im Walde eingraben und abwarten. Am Mor-
179 gen hieß es: Vorgehen! Einige Russen, die sich in einer Hütte am Wald-
rand befanden, gaben sich gefangen. Die anderen hatten sich zurückge-
zogen. Wir marschierten wieder den ganzen Tag hinterher. Es war wieder
ein sehr heißer Tag. Der Schweiß floß wie Bächlein an unserem Körper
hinab und der Tornister drückte. Die Füße in den Stiefeln brannten
wie Feuer. Es war Vorschrift, daß jeder 500 Patronen mitschleppte.
Das war mir zu schwer. Ich warf einfach etwa 200 davon weg. Meine
Leibschmerzen nahmen derart zu, daß ich es nicht mehr länger aushalten
konnte. Beim nächsten Halt meldete ich mich krank. Ich durfte Gewehr
und Tornister auf die Feldküche laden, mußte jedoch weiter mitlaufen.
Wir übernachteten in einem Gebüschwalde. Dort wurde ich vom Bataillons-
arzt für krank befunden. Magen- und Darmkatarrh. Herrgott, wie glück-
lich ich war! Das kann ich niemanden beschreiben! Nun wußte ich, daß
ich von der Front weg, in ein Lazarett kommen werde.

Beim Weitemarsch am nächsten Morgen mußte ich wieder mit, denn
der Bataillonsarzt sagte zu mir, daß wegen mir alleine kein Sanitäts-
wagen zurückgeschickt werden könne, ich solle noch dableiben bis meh-
rere Verwundete oder Kranke beisammen seien. Ich ging nun mit der Ba-
taillonsbagage. Auf einem fast unfahrbaren Waldweg trafen wir auf ei-
ne Flüchtlingskolonne. Diese armen Menschen waren von den Russen zum
besten gehalten worden, wir würden bei unserer Ankunft alles nieder-
metzeln. Hals über Kopf warfen sie einige Lebensmittel und das Notwen-
digste auf Wagen und flohen vor uns her. In jenem Walde hatten wir sie
eingeholt. Es war eine einsame, fast ganz unbewohnte Gegend. Die Pfer-
de der Bagage konnten fast nicht mehr weiterkommen auf dem schlechten
Weg. Da wurden einfach die Pferde der armen Flüchtlinge ausgespannt
und als Vorspann mitgenommen. Das Jammern und Bitten dieser armen
Menschen ging mir sehr zu Herzen. Manche Frauen fielen vor den Solda-
ten auf die Knie und baten und flehten, ihnen doch die Pferde zu las-
sen. Alles war vergebens. Einige der rohesten Soldaten kletterten noch
auf die Flüchtlingswagen und stahlen die Lebensmittel.

Nun ging es wieder weiter. Die jammernden Flüchtlinge wurden einfach stehen gelassen. Vorne fielen einige Schüsse der Patrouillen. Ein Soldat kam zum Bataillonsarzt mit einem Armschuß. Am Abend wurden noch zwei krank befunden. Der eine hatte dieselbe Krankheit wie ich, der andere Blutbrechen. Die folgende Nacht, die letzte an der Front, schliefen wir vier unter einem Zelt. Am Morgen in der Frühe kam ein Sanitäter mit einem von zwei Pferden bespannten, leichten Wagen, wie sie in der Gegend in Gebrauch waren. Wir setzten oder legten uns darauf und fort ging's nach rückwärts. Trotz meiner Leibscherzen hätte ich aufjauchzen können. Nun war es sicher, daß ich für einige Zeit nicht totgeschossen werden würde. Auch freute ich mich riesig darauf wieder in einem Bett schlafen zu können. Meine drei mitfahrenden Kameraden befanden sich trotz ihres Zustandes in der freudigsten Stimmung. Wir fuhren den ganzen Tag immer durch eine trostlose Gegend. Sümpfe, Gebüsch, hie und da eine oder mehrere menschliche Behausungen. Die Häuser waren ganz niedrig, alles wie in den Karpathen und in Galizien, außer der Städte, die Wände aus Holz, die Dächer aus Stroh. Der Sanitäter gab uns zu Mittag Kommißbrot und Büchsenfleisch. Ich wagte jedoch nicht zu essen, aus Furcht der danach wiederkehrenden Leibscherzen. Am Abend kamen wir in ein Dorf, in welchem eine Sanitätskompagnie lag. Die Nacht über schliefen wir im Dorf, des anderen Morgens früh fuhren wir mit einem Krankenauto etwa 15 Mann an der Zahl, meist Ruhrkranke, nach Grubeschow, wo wir in der Nacht ankamen.

Im Feldlazarett in Grubeschow, Russisch-Polen

Die russische, ganz neue Infanteriekaserne in Grubeschow war in ein Feldlazarett umgewandelt worden. Ein verschlafener Sanitäter empfing uns. Jeder erhielt eine Tasse Tee, dann wurden uns Betten angewiesen. Soldatenbettstellen, wie sie eben in der Kaserne üblich sind. Totmüde legte ich mich hin, deckte mich mit der darüberliegenden weißen wollenen Decke zu und schlief sofort ein. Ich erwachte. Am ganzen Körper biß und juckte es mich, sodaß ich mir nicht zu helfen wußte. An die Läuse war man ja gewöhnt, aber so etwas, das war fast nicht mehr zum Aushalten. Trotzdem schlief ich gegen Morgen wieder ein. Als ich erwachte, war es bereits heller Tag. Ich besah meine Decke. Herrgott, die wimmelte ganz von Läusen! In der Größe eines Fünfmarkstückes saßen mindestens zwanzig. Gerne wäre ich länger liegen geblieben, aber es war mir unmöglich. Ich erhob mich, kleidete mich an, eine Arbeit, die ich auch nicht mehr gewöhnt war, denn seit Februar, also bald 6

180

181

Monate hatte ich keine einzige Nacht unangekleidet geschlafen.

Gefangene Russen, die als Krankenwärter fungierten, brachten uns Tee und Kommißbrot. Ich ging hinaus, um mir die Umgebung anzusehen. Gleich hinter der Kaserne war ein innenangelegter Soldatenfriedhof. Etwa 10 Russen waren beschäftigt Gräber zu graben. Aus dem ehemaligen Exerzierhaus, das in ein Lazarett für Cholera-Kranke umgewandelt worden war, wurden eben zwei Leichen herausgetragen und ohne Sang und Klang von den Russen beerdigt. Auf allen Gräbern standen schöne schwarze Kreuze, auf welchen mit weißer Farbe der Name, das Regiment und die Kompagnie der Toten verzeichnet war. Auf den Kreuzen der Russen stand nur: "Hier ruht ein (oder mehrere) tapferer Russe"; je nach der Zahl der Soldaten, die in dem Grabe beerdigt war. Auf einem Kreuz las ich: "Musketier Schneidmadel, 7. Kompagnie, I. Regiment 41". Ein Soldat, mit dem ich sonst gut befreundet war. Es war mir bei der Kompagnie schon einige Tage aufgefallen, daß er fehlte. So mußte ich ihn wiederfinden. Im Feldlazarett wurden wir unserer Krankheit entsprechend, sehr schlecht gepflegt; es war eben noch nicht richtig eingerichtet. Mit einem Kameraden ging ich am Nachmittag in das Städtchen Grubieszow. Wir hatten Glück. Jeder konnte einen schönen Laib Weißbrot kaufen, welches jedenfalls für unsere kranken Magen besser war, als das Kommißbrot. Auf dem Heimweg wurden wir von einem Juden, der vor seiner Haustür stand, angehalten. "Gnädiger Herr, kommen Sie rein, trinken Sie eine Tasse Tai, können Sie machen Schw.. für 2 Mark mit meiner Tochter so viel Sie wollen." Mein Kamerad haute ihm eine ganz gehörige ins Gesicht und wir gingen wieder ins Lazarett. Viele dieser polnischen Juden suchten auf alle möglichen Arten Geld zu verdienen, nichts war ihnen zu gemein. Nur Geld, Geld, weiter schienen sie nichts zu kennen.

Jeden Tag kamen neue Verwundete und Kranke in das Lazarett, manche waren dem Tode nahe. So lag auch ein Soldat neben mir, der sich vor Leibschmerzen krümmte wie ein Wurm in der Sonne. Er hieß Simon Duka, aus Oberschlesien. Als der Arzt ihn untersuchte, sagte er zum Wärter: "Bringen Sie diesen Mann nach der Abteilung C!" Das war das Exerzierhaus, in dem die Cholerakranken untergebracht waren. Nach zwei Tagen ging ich über den Friedhof. Auf dem Kreuze, das auf einem ganz frischen Grab stand, las ich den Namen Simon Duka. Die Cholera hatte ein Opfer mehr gefordert. Ich hatte nur den einen Wunsch, so bald als möglich von hier wegzukommen. Ich war sechs Tage in Grubieszow, als